

Napoleons Zug durchs Fraubrunnenamt im Jahre 1797

Autor(en): **Kasser, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 35

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646790>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Napoleons Zug durchs Fraubrunnenamt

im Jahre 1797

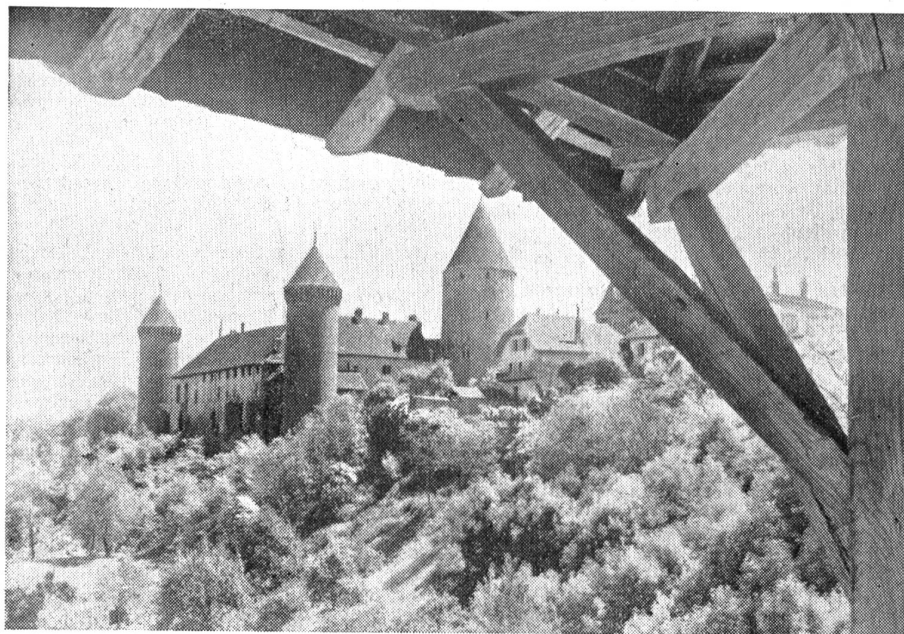
Es war im Spätherbst des Jahres 1797, als Napoleon Bonaparte, damals général en chef der italienischen Armee, seine grosse Reise von Mailand nach Rastatt unternahm, die ihn bekanntlich auch durch unser Land führte. Wir beschränken uns in dieser kurzen geschichtlichen Notiz darauf, einen kleinen Ausschnitt aus den Reiseerlebnissen des grossen Korsen während der Fahrt durch Bern und insbesondere durch das Fraubrunnenamt zu geben. Zwei Berichte von Augenzeugen und einer vom Hörensagen liegen uns über diese Fahrt vor, die in den wesentlichen Punkten kaum voneinander abweichen und nur in Einzelheiten differieren. Ueber Napoleons ganz kurzen Aufenthalt in Bern folgen wir zunächst der Erzählung eines Herrn von Grafenried von Gerzensee, eines Augen- und Ohrenzeugen, der von Bern bis Solothurn keinen Augenblick von der Seite Napoleons wich.

Während der Korse im Waadtland mit Tausenden von Rufen wie «Vive Bonaparte» und «Vive le sauveur de France» empfangen wurde, war die Begrüssung in der Stadt Bern selbst eher frostig. Zwar hatte sich auch hier eine ungeheure Menschenmenge eingefunden, doch ertönte, wie uns sein Begleiter versichert, bei dessen Ankniff nicht ein einziges «Vive Bonaparte!» Namens der bernischen Regierung richtete Stadtmajor von Muralt eine kurze Ansprache an den hohen General, zog sich aber, nachdem er sich seines amtlichen Auftrages entledigt, ohne weiteres zurück. Napoleon seinerseits unterliess es nicht, den ihm nahestehenden General Junot zum Schultheissen Niklaus Friedrich von Steiger zu entsenden. Kaum aber war diese Visite beendet, so fuhr der Korse mit seinem Gefolge über die untere Torbrücke aus der Stadt und den Aargauer Stalden hinauf. Der letzte der anbefohlenen 150 Kanonenschüsse verhallte, als man in die grosse Allee einlenkte. Da sich Gerüchte verbreitet hatten, wonach französische Emigranten einen Anschlag gegen Bonaparte planten und namentlich die Durchfahrt durchs Grauholz gefährdet schien, hatte es die bernische Regierung als angezeigt erachtet, die Dragonereskorte, die ihn schon durch das Waadtland begleitet hatte, zu verstärken. Unterwegs holte man eine Anzahl Bauern von Urtenen und Jegistorf ein. Diese hatten soeben in der Stadt ihrer Zehntpflicht gegenüber dem Burgerspital genügt. Alter Uebung gemäss hatte ihnen die Spittelverwaltung auch ein Glas alten welschen Weines offeriert, und in glückseliger Stimmung schlenderten diese nun ihren heimatlichen Wohnungen entgegen, als Bonaparte sich gerade ihrer Gegend näherte. Die Bauern hatten tagsüber von der auf den Abend in der Stadt erwarteten Ankunft des hohen Gastes viel und wohl nicht immer zu seinen Ehren reden gehört, und als nun der heranfahrende General auf sie stiess und sie seinen Wagen an den ihm vorreitenden grünen Husaren zu erkennen glaubten, gingen sie ihm nicht nur nicht aus dem Wege, so dass der Kutscher und die Postillone Mühe hatten, sich Bahn zu machen, sondern sie schrien dicht am Wagenfenster, hinter dem sie den Korsen wähten, laut das Sprichwort zu: «Du Donnersschelm, e jedere Schelm blib i sim Land!» Ob der Schelm die Rufe ver-

standen hat, wissen wir allerdings nicht. Als einige Monate später die Franzosen in die Schweiz kamen und Schauenburgs Soldaten über Solothurn nach dem Grauholz vordrangen und dabei Jegistorf in arger Weise plünderten, gab es viele, die nun glaubten, dass jene vorwitzigen Zehntbauern die Schuld an dieser Plünderung trügen, denn sicherlich hätten sie ja mit ihrem unbedachten Gerede den hohen Reisenden gehörig erzürnt.

Kurz nach diesem Vorkommnis erreichte man das schöne Jegistorf, wo Bonaparte für die stattlichen Bauernhäuser und das Schloss nicht geringes Interesse bekundete, doch fuhr man, ohne anzuhalten, rasch weiter. Kurz vor Fraubrunnen hielt plötzlich der Wagen des hohen Militärs. Er hatte sich in einen Steinhaufen verrennt und war beschädigt, so dass man weder vor- noch rückwärtsfahren konnte. Alles schimpfte und fluchte durcheinander. Da der Wagen nicht ohne weiteres flott zu bringen war, Fraubrunnen sich bereits in nächster Nähe befand, stieg man aus und begab sich zu Fuss nach dem Dorf und dem Gasthof zum «Brunnen». Bonaparte ergriff den Arm des ihn begleitenden Oberstleutnants Wurstemberger — Vater des Historikers Johann Ludwig Wurstemberger — und wanderte zwischen ihm und einem andern begleitenden Stadtberner durch Kot und Schnee bis zum ersehnten Gasthof, wo man die Herstellung des Wagens abwartete. Obgleich es erst 8 Uhr abends war und die Ankunft des zukünftigen Franzosenkaisers (oder doch wenigstens dessen Durchfahrt) in Fraubrunnen bekannt sein musste, blieb dessen ungeachtet alles still und öde im Dorf und vor dem Gasthof. Einzig ein Stallknecht mit einer Laterne in der Hand ging voran bis in das Haus und ohne im geringsten von der hohen Gesellschaft näher Notiz zu

nehmen. Mühsam tappte man sich durch die finstere Treppe hinauf, und im ersten Stock trafen die bernischen Begleiter verschiedene Bekannte. Man ging nun noch eine Treppe höher in den Wirtssaal, wo sich der général en chef seiner Stiefel entledigte und ein Paar rote Pantoffeln anzog. Zweifellos mutete der Anblick des grossen Soldaten die Wirtsleute recht seltsam an. Gewiss kam ihnen dieser Mann, dessen Ausdruck und Blick ernst und streng war und dessen schwarze Haare in breiten, langen geraden Locken — oreilles des chiens, wie man sie damals nannte — zu beiden Seiten herunterhingen, und der einen blauen Ueberrock trug, äusserst fremdartig, wenn nicht gerade unheimlich vor. Bonapartes Gesichtsausdruck verfinsterte sich, nachdem er einige Briefe, die man ihm unterwegs in den Wagen geworfen, durchgelesen hatte. Mit den Worten: «Vous avez de mauvais gens!» verliess er für einen Augenblick das Zimmer. Während des Essens, das die Tochter des Wirtes Marti in Fraubrunnen, eine grosse und schlanke Gestalt (aber wegen Zahnschmerzen mit verbundenem Kopf!) auftrug, drehte sich das Gespräch u. a. um den Schultheissen von Steiger und den ihm vom König von Preussen verliehenen schwarzen Adlerorden. Napoleon versuchte, seiner bernischen Begleitung die «Würmer aus der Nase zu ziehen», wollte wissen, bei welcher Gelegenheit von Steiger den Orden erhalten habe und gab seiner missbilligenden Verwunderung darüber Ausdruck, dass der Schultheiss einer freien und unabhängigen Republik die militärische Dekoration eines Fürsten trage, die er nicht auf Grund seiner militärischen Verdienste — von Steiger hatte unseres Wissens kaum jemals Militärdienst geleistet — erlangt habe. Erst als man Bonaparte das besondere Verhältnis des



Schloss Chenaux von der Place de Moudon in Estavayer aus gesehen

(Aus „Unbekannte Schweiz“, herausgegeben vom Touring-Club, Verlag Verbandsdruckerei AG, Bern)

Königs von Preussen in seiner Eigenschaft als Fürst von Neuenburg und das enge burgerrechtliche Verhältnis dieser Stadt zu Bern näher erläuterte, machte die anfängliche Missbilligung einem verständnisvolleren «Aha» Platz. Die weitere Unterhaltung galt den bernischen Milizeinrichtungen. Insbesondere schien sich der Korse lebhaft für die bernische Reiterei zu interessieren. «L'homme milicié, le cheval milicié», rief er aus, «c'est impossible d'en faire une bonne cavallerie!» Leider sollte Bonaparte mit diesem Urteil nicht ganz unrecht haben, wie die unglücklichen Märzereignisse des Jahres 1798 bewiesen.

Mitternacht war bereits vorüber, als Napoleon wieder seinen Reisewagen besteigen konnte. Als Eskorte dienten ihm aber von hier bis Solothurn nicht mehr die grünen Husaren, vielmehr waren es Bauern in gelben Kutten und in Zipfelmützen, die den Wagen des général en chef begleiteten. Die Wegstrecke von Fraubrunnen bis Solothurn wurde mit der grössten Sicherheit und unbelästigt von weinseligen Bauern und giftigen Briefschreibern zurückgelegt. Ob wohl später Napoleon wieder jemals von einer derartigen Eskorte geleitet worden ist? Wohl kaum.

F. Kasser.

«So — nun adieu!»
Schier verlegen reichen sich Mutter und Sohn die Hände, nicht zu festem Druck, nein, sie berühren sich kaum.

«So muss es denn sein. Leb wohl, Willi!»

Es scheint, als wollte der Bub noch etwas sagen, aber die Worte bleiben ungesprochen im Hals stecken. Den Koffer hat er schon in der Hand. Er wendet sich zum Gehen.

«Ich lasse dann der Frau Zürcher noch danken», ruft er noch zurück.

«Werd's ihr sagen. Aber pressier jetzt!»

«Es langt schon noch.»

Die Mutter steht unter der Haustüre und schaut dem Sohne nach. Eigentlich hätte sie ihn auf den Bahnhof begleiten können. Dass ihr das nicht vorher in den Sinn kam. «Bin ich eine dumme Babe», schilt sie sich selber. Aber es nützt nichts, es ist zu spät. Der Bub ist schon bei der Wegbiegung. Noch einmal dreht er sich um und winkt.

Da ruft ihm die Mutter nach: «Achte auf den Weg!»

Als schämte er sich dieser Mahnung — die Nachbarn haben sie sicher gehört — schreitet er schneller aus. Er ist doch nicht mehr der kleine Bub, dem die Mutter jeden Morgen nachgerufen hat: «Achte auf den Weg!» Er ist nun doch an den Strassenverkehr gewöhnt. Sein Mund verzieht sich, und er ist plötzlich froh, von Mutters Schürzenzipfel wegzukommen.

Die Mutter unter der Haustüre schüttelt es. Sie schluckt und schluckt. Dann kehrt sie an ihre Arbeit zurück. Dazu gehen ihre Gedanken mit dem Buben in die Fremde. Hoffentlich achtet er auch immer auf den Weg.

Das Leben der Waschbarbara geht weiter. Gleich hart ist ihr Tagewerk. Mehr noch spart sie. Dazu ist es einsam um sie geworden. Doch nur noch ein paar Jährchen. —

Nur noch ein Jahr. —

Eines Tages kommt die Depesche: «Examen bestanden. Willi.» Nun wird er bald heimkommen, eine Stelle haben, viel Geld verdienen. Er wird ein geachteter Mann werden, ein Herr sogar. Aber ob er sich dann nicht seiner Mutter schämen wird? Ob sie dann noch zum Waschen und Putzen gehen kann? Sicher würde er es ungern haben. Doch was sollte sie sonst tun? Ihm zur Last fallen? Nein, das möchte sie lieber noch nicht.

Die Waschbarbara kommt sich plötzlich ganz unnütz vor. Nun hat er sie eigentlich nicht mehr nötig. Diese Erkenntnis frisst an ihrem Herzen. Von dem Tag an, wo ihr Bub als Lehrer amtet, nimmt ihre Kraft ab. Es kann vorkommen, dass sie eine Wäsche nicht fertig machen kann. Doch will sie sich nicht ergeben. Sicher, sie hätte es nicht mehr nötig, auf den Tagelohn zu gehen. Der Bub schickt ihr ja jeden Monat Geld, mehr als sie je brauchen könnte. Aber sie will doch noch schaffen, solange sie noch mag.

Vom Waschbottich weg führt man die Waschbarbara ins Spital. Heftige Krämpfe haben sie befallen. Eine Operation scheint sie zu retten, aber das Herz will nicht mehr. Eines Morgens liegt sie tot im Bett.

Die Trauergemeinde entfernt sich vom offenen Grab. Nur ein grosser, blonder Mann steht noch dort. Endlich wendet auch er sich ab. — Da — was war das eben? Hat nicht eben seine Mutter gefahren: «Achte auf den Weg!»

«Ja, Mutter, ich werde auf meinen Weg achten.»

Achte auf den Weg!

VON MARTHA SCHWENDENER-EGLI

Inmitten von Dampf steht sie, die Waschbarbara, zwischen Bottichen mit allerlei Wäschestücken. Im Herd in der Ecke knistern grosse Holzscheiter, und über den Waschlafen läuft zischend die Seifenlauge. Am Boden bilden sich Wasserlachen, und die Schuhe der Barbara tapen klatschend darin herum. Sie hebt mit einem Ruck den vollen Bottich auf die Bank, legt das Waschbrett zurecht und fängt mit Waschen an.

Eine strenge Arbeit, das Waschen. Der ganze Körper ist angestrengt: die Füsse vom Stehen, der Rücken vom Sich-nach-vorne-Neigen, das Genick, die Schultern — und erst die Hände. Ausgelaugt sind sie vom scharfen Seifenwasser, wundgerieben an grobem, schmutzigen Gewebe.

Einzig die Gedanken haben Musse und können spazieren gehen. Sie wandern zurück in die Zeit, als die Barbara noch ein junges Weib war. Ja, das waren noch schöne Zeiten. Da hatte sie es nicht nötig, auf den Tagelohn zu gehen. Ihr Mann hatte einen ordentlichen Verdienst. Eigentlich etwas hochmütig war sie damals. Sie würde sicher die Nase gerümpft haben, wenn ihr jemand prophezeit hätte, dass sie später mit Waschen und Putzen ihr Brot verdienen müsse.

Aber das Glück kommt und geht. Mit einem Hüstel fing es an, und nach einem halben Jahr war ihr Peter im Grab. Und seither, bald fünfzehn Jahre sind es her, ist sie die Waschbarbara. Fürwahr, ein hartes Los! Aber was blieb ihr sonst? Sie musste doch etwas verdienen, um sich und ihren Buben durchzubringen.

Ja, sie hat gelernt, den stolzen Nacken über die Arbeit zu beugen. Es war oft so schwer. Aber sie hat durchgehalten; mehr noch, sie ist vorwärts gekommen. Langte es das erste Jahr knapp für das Allernötigste — bald ging es besser. Immer mehr Kunden gewann sie. In gute Häuser rief man sie, zum Waschen, zum Putzen. Sie war wieder ordentlich stolz, als sie Erspartes auf die Bank trug. Erspartes — für ihren Buben. Er soll es einmal besser haben. Lehrer soll er werden; intelligent ist er ja. Er wird dann eine gutbezahlte Stelle erhalten, und sie wird dann nicht mehr waschen müssen. Sie wird es dann schön haben, die Hände in den Schoß legen können. Das ist immer der Schluss ihrer Gedankengänge.

Und die Barbara wäscht — ein Stück nach dem andern. Immer mehr beugt sich

der Rücken. Von Zeit zu Zeit richtet sie sich auf, die Hände in die Seite stemmend. Ein Stöhnen steigt dann jedesmal über die schmalen Lippen. Ach, wie tut das Kreuz so weh! Wenn es doch bald Mittag wäre. Aber die Arbeit muss ja doch fertig werden. Sie muss sich sputen, die Wäsche muss ans Seil, so schnell wie möglich. Jede Hausfrau wünscht es so. Die Sonne scheint grad so schön oder es lüftet just richtig; morgen könnte es regnen. Keine Ruhe haben die Frauen, bis die Wäsche wieder schön blendend weiss und geordnet im Kasten liegt.

«Könnte ich heute über Mittag ein Stündchen nach Hause, Frau Zürcher?» fragt die Waschbarbara ihre Kundin, welche in der Waschküche erscheint. «Mein Bub reist heute ab, ins Seminar, und da sollte ich fast nachsehen, ob er auch nichts vergisst.»

«Freilich, Barbara, geh nur. So, ins Seminar geht der Junge?»

«Ja, wisst, die Gemeinde zahlt etwas und...»

«... und das andere hat sich die Mutter aus den Händen gerieben und vom Mund abgespart.»

«Ach, ich tat, was ich konnte.» Bescheiden wehrt Barbara das Lob ab.

Der Bub steht schon reisefertig im Türrahmen der alten Hütte, als seine Mutter den Stutz hinaufkeucht. Angetan mit dem dunklen Konfirmandenkleid, steifer Kragen und Kravatte — gut sieht er aus. Unter dem blonden Haar lugen die blauen Augen noch recht kindlich in die Welt. Aber das eckige, etwas vorspringende Kinn weiss doch schon, was es will, und die hohe Stirn scheint allerlei Wissen in sich aufnehmen zu wollen.

«So, bist schon gerüstet? Hast auch richtig gekocht und genug gegessen?»

«Ich hab' nicht aufgegessen, aber...»

«Aber nein, rein nichts hast du gegessen», entsetzt sich die Mutter. «Gut, dass ich hier noch etwas habe. Frau Zürcher hat es mir eingepackt für dich. Schau! Schinken und Wurst. Noch ein Stück Brot dazu, und dann hast du etwas Feines auf der Reise.»

«Ja, aber ich muss mich beeilen, sonst komme ich noch zu spät auf den Zug.» Etwas nervös versorgen die Jungenhände den Reiseproviant im Koffer, währenddem die Mutter ein Stäublein vom Anzug ihres Sohnes wischt.